

Nely

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633521>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nely

Novelle von Ernst Zahn

1

1

Der Planwagen stand unweit des Rheinufer in einer Waldwiese. Wenn er aber das Nacht- und Schlechtwetterquartier der Korber vorstellte, so bildete seit ein paar Wochen die Stoppelwiese ihr eigentliches Wohnreich. Unter der alten Eiche, die wuchtig und lang aus dem minderen Nachbarvolk der Eschen und Ebereschen aufragte, war der alte, magere Schimmel angebunden. In den Büschen drüben lag üble Wäsche der Mutter Baumann auf den Zweigen. Ein Wiesenstück glich einem Indianerlager. Es wies einen kahlgebrannten, geschwärzten Rundkreis mit einigen großen Steinen als Sitzgelegenheit auf. Heute, da der Himmel blau war, hing auch noch der schwarze Kochkessel an kreuzweis aufgestellten Stangen, in dem die Korberin die Suppe ebenso wie die Wäsche kochte.

Den Blick nach der Bischofsstadt verwehrte der Wald, grünes Laubholz im Schmuck der ersten Blätter, vermischt mit niederen, jungen, saftigen Tannen. Die Stadt lag fern. Auf einer langweiligen endlosen Landstraße gelangte man hinüber.

Dem Rhein entlang führte ein Uferweg. Er trug den hochtönenden Namen Strandpromenade. Aber jetzt im Vorfrühling ging ihn kaum jemand. Die Korber, wenn es ihnen auf der Wiese zu heiß wurde, setzten sich manchmal an seinen Rand und stemmten die Beine in die Geröllhalde hinab, an deren Fuß der grüne Strom mit seiner stummen, langsamen Verbissenheit seine schweren lässigen Wellen vorüberwälzte. Während dieses Ufer auf weite Strecken flach und waldig blieb, ragte jenseits in steiler und kahler Felswand das Gebirge auf. Man mußte schon ein gutes Stück auf der Straße landeinwärts wandern, bis man es mit Wald, grüner Alpe, Steinschroffen und ewigem Schnee am Himmel oben enden sah.

Seit Kurzem erst hatte die Korberfamilie Baumann in der Waldwiese ihr Lager aufgeschlagen. Schon seit einigen Jahren pflegten sie hier abzuwarten, bis die Bergpässe schneefrei waren und sie mit ihrem Fuhrwerk in's Welsche oder auch in's gukatholische Herz der Innerschweiz weiterrollen konnten. Schon seit einigen Jahren bildete nach hartem, in irgend einer armseligen Dorfhütte zugebrachten Winter diese Wiese wieder ihr erstes Freiluftquartier. Etwas Sonntägliches lag ihnen darüber, soweit fahrende und im Leben verfahrere Leute noch einen Sonntag haben konnten, und etwas Sonntägliches lag hier jeweilen auch über ihnen selbst, nicht im Neußern, aber in ihrem Gehaben. Es war hier, als seien sie noch nicht recht aus dem Winterschlaf erwacht. Die Männer hatten noch nicht viel Geld für Wirtschaftshäuser, waren noch nicht wild und wirr wie Sommer und Herbst der Straße sie machten. Auch Frau Caroline war noch zahm, feifte noch weniger als später und faßte sogar den Vortag, in diesem Jahre keine Branntweinflasche in's Wagenstroh zu verstecken. So schwebte eine Art Friede über dem Lagerplatz. Auf den Steinsitzen hockten der alte Julius und sein Gefelle, der lange Leander Christ mit Korbflechten oder Schuhreparatur beschäftigt. Baumann war ein breitschultriger, von Gestalt kloziger Mensch, an dem die krummen Beine ebenso auffielen wie der Professorenkopf, ein hochgestirntes, kluges Menschenhaupt, mit grauem, dichtem, wolligem Haar und einem Gesicht, das schön gewesen wäre, hätte nicht die rote Nase und die wässerigen Augen den Trinker und Schlemmer verraten. Leander, der als sein Gefelle galt, aber sich nichts befehlen ließ, hatte Storchbeine und bärenstarke Arme. Ein Heimatloser, Entwurzelter, irgend einer Entgleisten Sündenkind, in guten Stunden ein Arbeiter der es mit den fleißigsten und geschicktesten seines Faches aufnehmen konnte, in bösen Tagen ein Tunichtgut und in gefährlicher Zeit ein wildes Tier hatte Leander einen heiteren Haarlockopf über einem fast anmutigen Gesicht, der einem Mädchen wohl in die Augen stechen konnte. Der Baumanntruppe gehörte er seit etwa drei Jahren

an. Er war mit dem Vater Baumann in einem Wirtshaus bekannt und ihm seither nützlich geworden, weil er nicht nur das Korbflechten verstand, sondern ein gelernter Schuhmacher war und zur Not auch einen Kessel zu flicken, ein Blechgeschirr zu löten, kurz allerlei Reparaturarbeiten zu besorgen imstande war. Da alle Arbeit auf gemeinsame Rechnung ging, war er der Hauptverdiener des Geschäftes. Hatte er sich dem Vater durch Zufall, vielleicht aus irgend einer Laune angeschlossen, so fesselte ihn jetzt ein Frauenzimmer bei der Truppe, trotzdem er sich besser auf eigene Faust weitergebracht hätte. Dieses Weib war nicht etwa die Mutter Caroline selbst, eine verblühte, grobknochige Frau, deren raues, schwarzbraunes Haar und grobe Züge nichts mehr von einer besseren und schöneren Jugend verrieten, und deren Gesprächigkeit und Lasterfucht zu Zeiten Lärm und Ueberstürztheit eines Wasserfalls annahm, sondern ihre sechzehnjährige Tochter Cornelia, Nely gerufen, die seit einiger Zeit auch mit den Eltern zog, aber in dem langen Planwagen ganz hinten gegen die Laternenstange hin ihren Ruheplatz auf deckenüberlegtem Heu hatte. Cornelia war als kleines Kind von einer mitleidigen Dorfpfarrerfamilie aufgenommen und erzogen worden, hatte die Schule jener kleinen Ortschaft besucht und wäre wohl ein Bürgermädchen von alltäglicher Brautheit und Brauchbarkeit geworden, wenn nicht ihre Pflegeeltern auf den Gedanken gekommen wären, sie in eine angesehenere Stadtfamilie als Dienstmädchen zu vermitteln. Im Augenblick jedoch, da sie in den Rahmen einer strengen Häuslichkeit gespannt werden sollte, hatte Nely Angst bekommen und sich zu den eigenen Leuten, die damals in der Nähe kampierten, geflüchtet. Seit her war sie bei ihnen geblieben; aber glücklich war sie nicht. —

Eine Reihe von Schönwettertagen schwamm über den Lagerplatz. Jeden Morgen stieg Nely, die eine Frühaufsteherin war, zuerst aus dem Schlafwagen, holte Wasser vom Rhein herauf, wusch hinter dem Wagen, geschützt von den dichten Büschen ihr hübsches Lärlein und kämte ihr kurzes, rotblondes Haar. Dann staunten ihre großen, rotbraunen Augen in die Landschaft hinaus. Schneeumsäumte Felszacken und mächtige silberne Schneefelder zeichneten sich von der tiefen Himmelsbläue ab. Die Wälder an den Hängen zeigten jene seltsame Färbung, die das Treiben neuer Säfte in Nadel und Blatt verrät. Da und dort ragte eine graue Ruine. Da und dort rauchten die weißen, kleinstenstrigen Häuser eines Bergdorfes. Aber voll und laut klangen die Glocken der Bischofskirche von der Stadt herüber durch den klaren Morgen.

Die Glocken bewegten Nelys Herz. Sie erinnerten sie an das Kirchengeläute ihres Pflegevaters. Bei ihrem Klang ließ sie sich auf den kleinen Klappstuhl nieder, den ihr Leander Christ gebaut und den sie in die Wiese stellte. Der Frühling und die Aussicht viel im Freien zu sein, anderes Land und anderes Volk zu sehen, erlösten sie ein wenig von dem Druck, der den Winter über und während sie mit ihren Leuten in enger Hütte gehaust, auf ihr gelastet hatte. Aber ganz vermochten sie den Zwiespalt nicht von ihr zu nehmen, die Reue, daß sie die braven Pflegeeltern und das regelmäßige saubere Leben mit ihnen verlassen, das Bedauern, daß sie nicht doch versucht hatte, sich an einem Dienstplatz ihr Lebensauskommen zu verdienen, und jene Unruhe und Wanderlust, die ihr damals angesichts der Sehnsucht eines Dienstmädchentums einen Schrecken eingejagt. Sie wurde sich nicht klar, was sie eigentlich wollte und wünschte. Sie schauderte nur beim Gedanken an den Vater, den Trinker, an die Mutter, mit ihrem nie stillstehenden und bösen Mundwerk, an manchen schlimmen Tag, den sie mit ihnen gelebt. Manchmal kam sie sich verloren und arm vor, seufzte und wartete auf irgend ein Wunder.

Wenn sie aber in früher Morgenstunde so saß, die schlanken Arme um die jungen Knie gelegt, allen Ueberraschungen und Ereignissen von außen offen, vergaß sie nicht, daß sie noch eine lange Weile hier sitzen könnte, bis auch die Eltern faul und verdrossen aus ihrem Wagen hervorkrochen. Bald aber vernahm sie dann auf der andern Seite des Wagens ein Hämmern,
Fortsetzung auf Seite 10.



Rauhreifzauber

Phot. Meerkämper, Davos



Fortsetzung von Seite 6.

manchmal auch ein kaum unterdrücktes Zornwort Leanders, das ihm unter der Arbeit leicht entrann. Dann wußte sie, daß er gleich nach ihr aus der Wagenmitte hervorgeflogen, aber scheinbar ohne sich um sie zu kümmern, jenseits sich hinweg gemacht, daß er unten am Rhein gewesen und sich dort gewaschen hatte. Aber sie wußte und fühlte auch, daß während er jetzt drüben werkte, sein Ohr nach ihr auslauschte und er auf den Augenblick wartete, bis sie anfangen würde am Feuerplatz drüben das Frühstück zu bereiten.

Jeden Morgen wiederholte sich dann Folgendes: Nely trat hinter dem Wagen hervor. Mit einem „Guten Tag“ gegen Leander schritt sie zur Feuerstelle. Ebenso wie sie empfand, daß Leander auf sie gewartet hatte, gestand sie sich, daß sie selbst die halbe Stunde, während welcher sie jetzt in der Morgenfrühe mit ihm allein war, als eine Abwechslung, vielleicht als eine Unterhaltung schätzte. Es war aber ein merkwürdiges Klopfen in ihrem Körper, das sie behelligte. Warum ging ihr das Herz rascher? fragte sie sich. Und sie wurde wiederum aus sich selbst nicht klug. —

Es war an einem Samstag morgen. Nely trat hinter dem Wagen hervor und grüßte Leander: „Guten Tag!“

„Guten Tag“, grüßte er zurück und schaute nicht von dem Flickschuh auf, an dem er arbeitete.

Mit dem anmutig federnden Schritt, den sie hatte, begab sie sich ohne ihn anzusehen zur Feuerstelle und begann Holzstück über Holzstück zu schichten. Schon überflomm die Sonne die östliche Bergwand, und erste Wärme wehte wie leiser Atem ihr um Wangen und Schultern.

„Man merkt den Frühling jeden Tag besser“, rief Leander von drüben.

Nely nickte und vertiefte sich in die Kunst des Anzündens.

„Freust dich eigentlich auf's Weiterziehen?“ fragte er sie, gewöhnt, daß er sie mit Fragen zum Reden bringen mußte.

Junge Lötschentalerin in ihrem kleidsamen, schmucken Kopftuch

Das Feuer brannte. Die nackten Arme in die weichen Hüften gestemmt, stand sie und betrachtete ihn. „Ich weiß nicht“, antwortete sie ausweichend und fügte hinzu: „Warum fragst du?“

Er saß breit da. Seine langen Beine lagen wie junge Baumstämme weit hin in's Gras gestreckt. Aber der blonde Haarschopf leuchtete in der Sonne.

Man sollte nicht glauben, daß der Mensch so ein Wüterich sein könnte, dachte Nely.

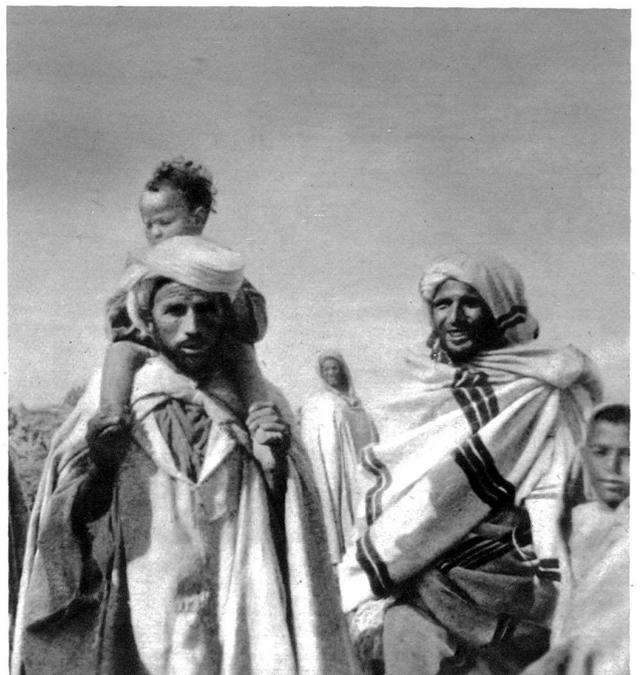
„Weil du nicht zu uns passst“, antwortete er.

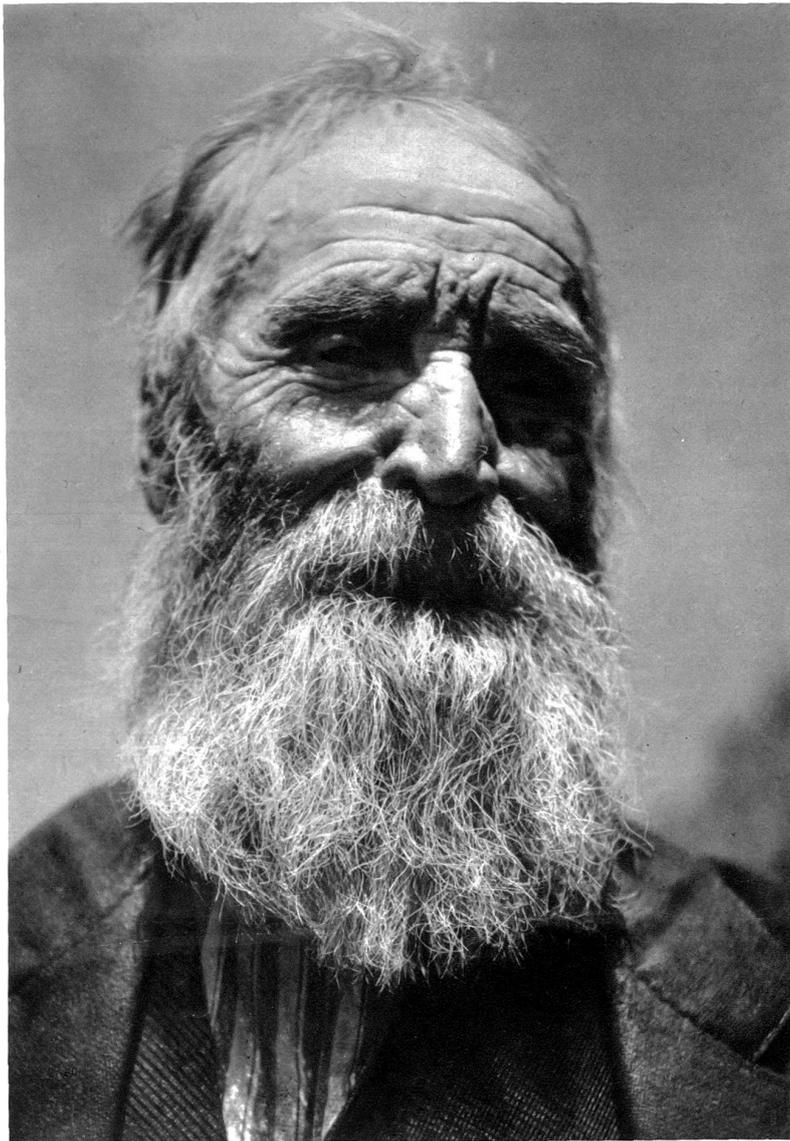
Sie fühlte, daß er recht Recht habe, und war geneigt, ihm ein wenig zu beichten. Ihr Herz war warm, als ob die Sonne auch hinein geleuchtet hätte.

Er sprach aber schon weiter: „Ich will wetten, du denkst schon lange darüber nach, wie du wieder unter die besseren Leute kommen könntest.“

Sie füllte den Wasserkessel, holte die Kaffeefanne aus dem Korb, der unterm Wagen stand, stellte die Tassen in's Gras, zu denen die Familie nachher heranrücken sollte. Und nebenbei, halb zerstreut, meinte sie: „Der Mensch weiß nie recht, was er möchte und was ihm recht wäre.“

Nordafrikanische Typen, noch gleich wie vor 1000 Jahren, begegnen sie uns auf den langen Karawanenstrassen





Ein Bergbauer aus dem Lötschental

fragte, warum sie es duldet. Gefiel ihr dergleichen? dachte sie und wurde sich nicht klar darüber, aber jedenfalls schmeichelte es ihr, daß ein Mann, dazu noch ein so ungebärdiger wie Leander sich um sie kümmerte. Sie war in diesem Augenblick auch nicht abgeneigt, ihm einen neuen Spaziergang zuzusagen. Einen Augenblick lang lehnte sie selbstvergessen den Kopf an die Schulter, deren Arm sich um ihre Hüfte gelegt hatte.

Da kam von zwei Seiten ein Störung.

Am Wagen schoben sich vier Beine unterm Plankwerk hervor. Es war für einen Unbeteiligten ein drolliger Anblick, sie sich, je zwei, die einen rechts, die andern links auf den Boden hinab arbeiten zu sehen. Krumm wie zwei Sichel, aber knorrig in abgetragener Hose steckend, in die die harten Muskeln ihre Spuren eingedrückt, suchten hier die des Julius Baumann, dort, die Füße in Hängepantoffeln, die dicken Waden in ungestopften Strümpfen, die der Frau Caroline nach der Erde. Gleichzeitig tauchte dort, wo der Uferweg die Wiese vom Strom schied, ein junger Mensch in einer blaugrünen Polizistenuniform auf. Er stand einen Augenblick in der hellen Sonne. Alles an ihm glänzte, die neue Uniform, das schwarze Wachslederdach seiner Mütze, aber auch das junge, bartlose Jungbubengesicht, in dessen Sinn eine kleine freundliche, alle Wächterstrenge Lügen strafende Grube war.

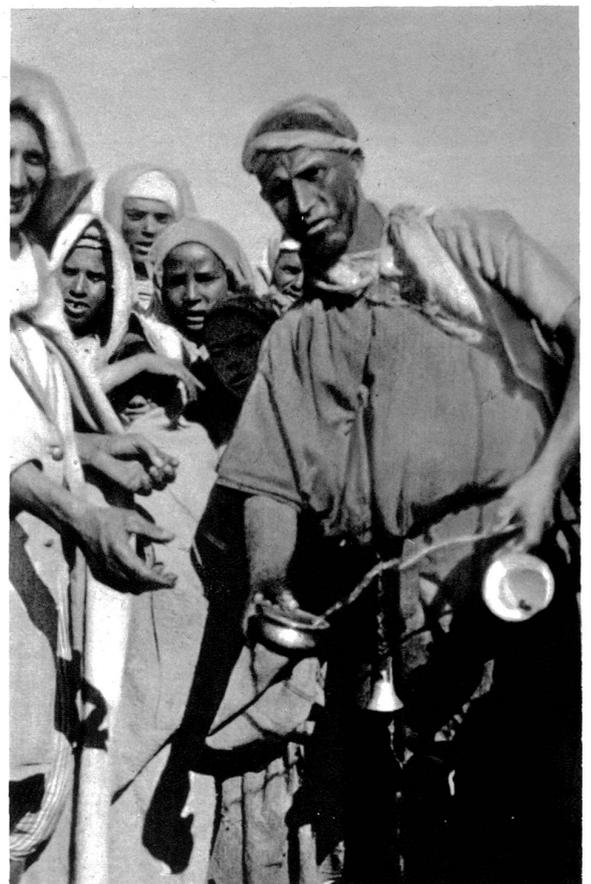
Fortsetzung folgt.

Eine wenig moderne, und dennoch im Morgenlande eine häufige «Wasserversorgung»

Leander zog die langen Beine ein.
„Das ist es“, erwiderte er mit plötzlichem und fast düsterem Ernst. „Wenn man etwa einen geraden Weg wüßte, würde man wohl noch einmal aus sich selber einen vernünftigen Kerl machen können. Aber man brauchte schon eine besondere Hilfe dazu.“

Er stand jetzt auf und näherte sich Nely. Dabei schielte er nach dem Wagen, wo die Alten noch immer schliefen. Er mochte jetzt nicht gestört sein. Mit gedämpfter Stimme sprach er auf Nely ein: „Willst nicht wieder einmal an irgend einem Sonntag mit mir kommen, einen Weg, auf welchem man nicht alle zwei Minuten über einen Menschen stolpert? So ein Gang mit dir ist wie ein Bad im Rhein, wenn man nachher die Sonntagskleider anzieht. Man ist ein anderer Mensch. Ich habe überhaupt das Gefühl, daß ich das werden und deinetwegen noch einmal das Stillstehen und das Geldsparen lernen könnte.“

Nely hatte anfänglich nicht recht auf das geachtet, was er sagte. Aber nach und nach drang es so stark in sie hinein, daß sie die Milch vergaß, die sie auf's Feuer gestellt hatte. Im Augenblick, da sie überkochen wollte, rettete sie sie noch. Dabei lauschte sie noch immer nach Leander hin. War das derselbe, den sie schon oft wild, vom bösen Wein glühend gesehen hatte? Die Schwermut, die jetzt in seinen Zügen lag, verdrängte den Ausdruck von Rohheit nicht ganz, den sie meistens hatten. Aber sie fühlte sich sonderbar angezogen, wie von Mitleid bewegt. Nur ließ eine Art Angst ihr den Atem nicht frei. Sie wagte nicht, ihm in die Augen zu sehen. Da legte er die Hand schwer auf ihre Schulter und zwang sie, das Gesicht zu heben. Er warf abermals einen misstrauischen Blick nach dem Wagen. Dann, als dort alles still blieb, bog er sich zu ihr hinunter und küßte sie, als wäre das sein gutes Recht. Es war nicht das erste Mal, auch nicht das erste Mal, daß sie sich



Sonne und Schnee am Gantrisch

Hoch ragt der Berg in den wolkenlosen, tiefblauen Himmel. Warmes, goldenes Sonnenlicht liegt auf den Schneehalden. Eine braune Hütte steht am Hang. Tiefverschneite Wälder krönen Ruppen und Hügel — in einer Mulde duckt sich unter hoher, weißer Kappe eine Jungtanne.

Frohes Leben herrscht auf den Schneefeldern. In saufender Fahrt gleiten Jung und Alt die Hänge hinunter — mit elegantem Schwung, in kühnem Sprung bremsen sie das tolle Tempo. Da — ein gefährlich aussehender Sturz — eine Staubwolke, aus der eine dunkle Gestalt sich herausarbeitet — weg ist der Spuck — Schnee schlägt keine Wunden.

Der Städter genießt die Winterfreuden. Er durchwandert tiefverschneite Wälder, streift an erstarren Wasserfällen vorüber und steigt den Berg hinan, dem Gipfel zu.

Weit geht der Blick in die prächtige Landschaft hinaus. Sanft steigt die Linie des Morgetengrates an. Döstlich der Pseife liegt in einer Einsattelung die Süsterne. Von hier geht es sanft zur Schöpfenfluh empor und am Fuße derselben liegt das Grön, wo man vor bald hundert Jahren römische Münzen gefunden hat. Inmitten von Tannenwäldern sehen wir das Schwefelbergbad und ganz im Hintergrund streben die kühnen Felsgipfel und Gräte des Ochsen, der Gemsenfluh und der Bürglen in den hohen, wolkenlosen Himmel.

Am Wochenende und an Festtagen verwandeln sich die Skihütten, die tagelang einsam und still in der endlosen Schneelandschaft gestanden haben, in belebte „Hotels und „Gasthöfe“. Man hört das Klappern von Besteck und Geschirr — das harzige Holz knistert und knallt in der Glut des Herdfeuers — würziger Erbsensuppeneft liebtost den Gau-

Nächtlicher Gast

men. Scherzworte fliegen hin und her. Lieder erklingen. Auch an Komfort fehlt es in diesen Gaststätten nicht: laufendes Wasser — vor dem Haus und der zentralgeheizte Ofentritt ist ein beliebter Aufenthaltort besonders für die „Grürliggen“! Auch das Menü weist reichlich Abwechslung auf und für Gemischt- und Rohköstler, wie für Vegetarier ist bestens vorgeforgt.

Noch tief in der Nacht ist ein verspäteter Gast angekommen. Auf sein Rufen wird die Tür der Hütte geöffnet — Lichtschein fällt auf den Schnee. In die warme Stube dringt kalte Winterluft, und mit frohen Worten und einer Tasse dampfenden Tees begrüßt man den Freund und Kameraden — — — Im Laufschritt eilte er nach Arbeitschluss durch die nebelfeuchten Gassen der

Krummfadenfluh und Nünenen

